

Geschichte einer Bombe.

21

Von Andreas Strug.

Die Begrüßung war stets herzlich. Der Chemiker beugte sich links, lächelte wild mit geslehten schadhafte Zähne wie ein Irrenniger, und das Mädchen erhob ihre großen traurigen Augen zu ihm, in welche der verwilderte Einsiedler nie zu blicken sich getraute, es sei denn verstoßen. „Was gibts Neues in der Welt? — Ich bin ja hier wie abgeschnitten.“

Im Grunde interessierte ihn nichts, was in der Welt vorging, denn er war ja sein Leben lang nicht anders jezt von allem abgeschieden, aber man mußte ja von etwas reden, man mußte doch irgendwie anfangen.

Die Gespräche mit „Kama“ waren für den Chemiker eine unsagbare Wonne. Ihre Stimme allein, mochte sie sagen, was sie wollte, versetzte jene Teilchen, welche die Substanz seines Gehirns, oder sagen wir seines Herzens bildeten, in ungewöhnliche Vibration. Der Einsiedler, für den bis vor kurzem alles außerhalb den engen Sphäre gewisser Kohlenstoffverbindungen ganz fremd war, versank besinnungslos in den traurigen Augen des unbekanntes Mädchens, ohne sich über das Wesen seiner Umwandlung irgendwie Rechenschaft geben zu können. Die Frauen hatten für ihn nie existiert, und auch jezt war es nicht die Frau, die einen solchen Ueber-schwang bewirkte. Es war ganz einfach ein Wunder, oder vielmehr eine chemische Reaktion, welche über alle Gesetze und Hypothesen, die der Wissenschaft bekannt sind, weit hinausging.

Ihre Gespräche drehten sich hauptsächlich um politische Dinge und um Parteiangelegenheiten. Kama bemerkte gleich bei ihrem ersten Besuch im Laboratorium mit Erstaunen, daß der geheimnisvolle Präparator, für den sie eine unendliche Verehrung hegte, von den einfachsten Dingen aus dem Umkreis der Probleme der Bewegung, die der gewöhnlichste Truppier der Partei wissen mußte, keinen Begriff hatte.

Abgesehen von der Konstituante in Warschau, von der Kampforganisation und ihrer Taktik, welche zurzeit die Partei in zwei Lagen teilte, und von anderen strittigen und verwickelten Fragen, von denen er nichts wußte — davon abgesehen, entdeckte die Genossin Kama, daß der Chemiker noch irgendwelche Illusionen nationaldemokratischer Art pflegte und nicht einmal den geziemenden Abscheu vor den Leuten der SDK.*) empfand.

Kama brachte die eisernen Bestandteile für die Bomben, die notwendigen Chemikalien sowie Dynamit ins Laboratorium und holte die fertigen Produkte ab. Sie war das einzige Wesen, das unmittelbar Zutritt zum Laboratorium hatte, durch sie wurde die Korrespondenz geführt und von ihr erhielt der Chemiker Instruktionen, Bestellungen und das Geld für seinen Unterhalt. Sie hielt es deshalb für ihre heilige Pflicht, den unwissenden Einsiedler in die soziale Weisheit einzuführen und weiterzubilden. Sie war stolz darauf und brachte ihm jedesmal ein Paket mit den laufenden Nachrichten, mit welchem sich der Chemiker die Nächte hindurch, eifrig und begierig, diese schwierigen Dinge zu verstehen abmühte. Trotzdem blieben die Bestrebungen der Genossin Kama ohne Erfolg. Unser Chemiker las und las die Publikationen der Partei, hörte mit Andacht Kamas Erläuterungen, aber sein von den Ausdünstungen der chemischen Küche betäubtes Gehirn konnte in keiner Weise die Erscheinungen fassen; sie wälzten sich vor ihm heran wie auf empörter Flut, unbändig und unbegreiflich, allen Theorien, Voraussetzungen, Befürchtungen und Hoffnungen höhnsprechend.

Oft bat er stotternd, indem er fremdartige Worte dazwischen warf, um Aufklärung, aber seine Lehrerin konnte durchaus nicht erfassen, was er eigentlich wissen wollte. Dann stellte es sich gewöhnlich heraus, daß der Genosse irgend etwas sehr Wichtiges nicht wußte, etwas, das gleichsam für die klare Erkenntnis der Dinge und Ereignisse die Voraussetzung bildete. Kama war sehr geduldig und taktvoll, aber er bereitete ihr derartige Ueberraschungen, daß sie oft alle Mühsicht und Pädagogik vergaß und ihrem Erstaunen Luft machte.

*) SDK. = Sozialdemokratische Partei.

„Aber wie denn, das haben Sie nicht gewußt? — Ja, was machen Sie in diesem Fall bei uns?“

„Sie wissen doch, was ich mache, Genossin Kama“ antwortete mit trauriger Stimme der Verbrecher.

„Aber was hat Sie bloß dazu bewogen? Sie sind ja durchaus nicht Sozialist. Wenn Sie entdeckt werden, kostet es Sie den Kopf; und wofür wollen Sie sich denn aufopfern, wenn Sie nicht einmal wissen —“

Der arme Chemiker vermochte darauf nichts zu erwidern. Er hätte nie geglaubt, daß der Sozialismus etwas so Schwieriges sei. Er versprach, sich zu bessern, gab sich Mühe, quälte sich, aber von der Wahrheit war er immer gleich weit entfernt. Dafür machte er seine Sache ordentlich. Die Produkte, die aus seinem Laboratorium kamen, waren unfehlbar. Doch er funktionierte nicht lange.

Eines Abends, Kama war es kaum gelungen, alles was bestellt und fertig war, fortzubringen, überfiel die Polizei in Begleitung von Soldaten und Sappeuren das Haus. Mit großer Vorsicht wurden die Flaschen, Retorten, Chemikalien, Schachteln mit Gelatine, die feinen mit Watte unwickelten Kapseln, welche explosives Quecksilber enthielten, ferner Dynamitknödel, Ziegel und andere Geräte der höllischen Küche zusammengetragen und weggebracht. Den Chemiker bearbeitete man ein wenig mit den Gewehrkolben, fesselte ihn gehörig und lieferte ihn unter der Eskorte einer ganzen Soldatenabteilung in die Zitabelle ab.

Als man ihn schlug, krümmte er sich und blinzelte vor Schmerz, aber in seiner Seele war nichts als die größte Freude, die er je in seinem Leben erfahren hatte.

Denn die Genossin Kama war glücklich entkommen. Auch freute er sich darüber, daß die bestellte Bombe, welche zu einem außerordentlichen Zweck benötigt und dazu mit besonderen Vorrichtungen versehen war, der Konfiskation entgangen war.

Dann aber quälte er sich, daß er versäumt hatte, Kama seine neue Erfindung aufzuzeichnen und zu übergeben, die eine neue, sichere und unfehlbare Bindung betraf. Er war stolz auf die Erfindung und hatte der Genossin ausführlich von ihr erzählt. Sie hatte aufmerksam zugehört, aber er wußte, daß dies keinen Zweck hatte, denn die Chemie war für Kama womöglich ein noch fremderes Gebiet als für ihn Sozialismus und Politik. Diese Erfindung mußte der Revolution zweifellos Vorteile bringen, aber seine eigentliche Absicht dabei war, Kama selbst vor Gefahr zu schützen, wenn sie die Bomben transportierte.

„Das ist nun für immer zum Teufel!“ dachte der Chemiker, schon wie er in seiner Zelle im Pavillon X saß, indem er seine von den Strichen zerschnittenen Armen rieb und ein wenig Blut spuckte nach der Behandlung mit dem Gewehrkolben.

Zugleich aber machte er, halb verwundert, halb neugierig, die Wahrnehmung, daß er jezt in einen seltsamen Abschnitt seines Lebens eingetreten war, daß jeder Gedanke ihm neu und ungewöhnlich erschien und sein ganzes einfaches Leben ein unbegreifliches Rätsel; ein Leben übrigens, das nicht lange mehr —

Doch das gehört nicht mehr zur Sache, denn wir erzählen ja nicht die Geschichte des Chemikers.

Also es war eine schwere Büchse aus Gußeisen. Gegen Zufälle auf der Reise und zum Schutz vor den Einflüssen der Kälte und der Feuchtigkeit war sie in einem eleganten Futteral aus gelbem Leder geborgen, wie es die feinen Damen gebrauchen, um Nischstacons und Kosmetiken in ihrem Reifeneccessaire unterzubringen.

Als Kama das Laboratorium verließ, blieb sie ungefähr zwanzig Schritt vor dem Häuschen stehen und blickte achtsam nach rechts und nach links, längs der dämmerigen Gasse. Die Schnüre der gelben Flämmchen liefen gleichmäßig an beiden Seiten dahin. Es war düster und öde in der Vorstadt und nirgends die Spur einer Gefahr. Erst einige Minuten später begegnete sie einigen Droßchen, die, eine hinter der anderen, im Galopp an ihr vorbeijagten. Die Bajonette starrten heraus — offenbar führte man Soldaten zu einem Handstreich. Einen Augenblick später widerhallte das Wispern von einer Abteilung berittener Polizei. Kama zitterte am ganzen Leibe. Das Ge-

Kampf und Gerassel riß plötzlich in der Nähe ab — schrecklich nah.

Sie blieb, eine Weile vor sich hinstarrend, stehen, flüsterte: „So“ — und ging ihres Weges. Sie ging lange, sehr lange, an den Anbauten der Eisenbahn vorbei bis zum großen hell erleuchteten Bahnhof, der voller Bewegung und Lärm war. Auf der anderen Seite des Platzes stellte sie sich hin und schaute mit einer gewissen Erwartung in die bewegte Menschenmasse. Sie wartete — aber alles war nur mit sich selbst besetzt und unbarmherzig alltäglich.

Sie stürzte fort und begann eilig zurückzukehren, von einer sinnlosen Ergriffenheit getrieben. Es war eine heftige schmerzende Unruhe in ihr, etwas wie ein Vorwurf und zugleich ein irrfinniger Wunsch nach Vernichtung. Sie hastete an den schwarzen Säulen der Höfe vorwärts, an einem langen Drahtzaun vorbei, hinter welchem lange Reihen Frachtwagen standen, ging immer schneller, während sie noch mit einem Reiß von Vorsicht den schweren Gegenstand, der am Riemen unter ihrem Paletot hing, mit der Hand festhielt. Plötzlich gelte dicht an ihrem Ohr die Pfeife einer Lokomotive.

Dies ließ sie innehalten.

Sie sah auf die Uhr und flüsterte: „Ich erreich es noch.“ Sie nahm ihr Taschentuch heraus und trocknete sich lange und sorgfältig das Gesicht, denn ihre Tränen hatten nicht nur Gesicht und Schleier, sondern auch den Vorderteil des Nacketts nah gemacht. Als sie vor dem Bahnhof in eine Droschke stieg, waren die Tränen schon gefroren und lagen wie Perlen auf dem grauen Tuch.

„Bitte, fahren Sie langsam und vorsichtig.“

Leicht und rasch entführten sie die Gummiräder gegen die Stadt. Die Gassen von Praga, die breiten und düsteren, schoben sich an ihr vorbei, die lärmvolle, von Menschen vollgedrängte Brücke lag hinter ihr. Straßen voller Menschen, Glanz und Bewegung. Alles schien sama heute so verändert und unfähig; als würde sie gleichsam in eine fremde Welt hineinfahren, bevölkert von Geschöpfen von unbegreiflichen, geheimnisvollen Schicksalen, unter Wesen, welche unwiderruflich zu etwas Schrecklichem verurteilt sind und ahnungslos durch die Straßen gleiten, wie im Traum. Ihre Bedürfnisse waren keine Bedürfnisse, Freude und Trauer geheuchelt, ihre Stimmen klangen tot, ihre Bewegungen waren erlogen, und alles, was sie taten — unnötig wie sie selbst, wie ihre Existenz, wie die ganze Stadt, das Land, die Welt —

Es war der Hauch des unerbittlichen Todes, der für einen Augenblick ihr lebendiges menschliches Gehirn vergiftete.

Alle werden sterben, dachte sie, indem sie auf die bewegten Menschenmassen blickte. Dieser einfache Gedanke, der allem was lebt vertraut ist, lastete auf ihrer Seele mit einem ungeheueren Druck.

Wozu leben sie? — Diese Frage entriß sich ihr in einem schauerlichen irrfinnigen Schrei.

Als sie die Bombe an den verabredeten Ort einem nervösen Herrn der gebildeten Stände zur Aufbewahrung brachte, bewunderte dieser wie immer ihre unerschütterliche Ruhe. Er bot sie auszuruben, bot ihr Tee an und eröffnete gewandt ein Gespräch. Es führte stets und unveränderlich auf den gleichen Punkt: von ihr soviel als möglich zu erfahren, was und wie sie fühlte und was in ihr auf den Fahrten mit so delikater Ladung vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Sibirische Typen.

1. Der Namenlose.

Der Namenlose (Wagabund, Bummel, Brodjaga des Strafgesetzbuches) ist ein Mensch, der sich weigert, seinen Namen, seine Herkunft und seinen Stand anzugeben. Es ist dies in Rußland ein schweres Verbrechen und wird, selbst wenn dem Betreffenden ein anderes Vergehen nicht nachgewiesen werden kann, mit vier Jahren Verbesserungsanstalt, denen dann lebenslängliche Niederlassung in den entlegensten Gegenden Sibiriens folgt, bestraft.

Der Namenlose ist keineswegs eine neue Figur im sozialen Körper Rußlands, ist nicht etwa ein Produkt der letzten Zeit. Schon im 17. Jahrhundert und besonders unter Peter dem Großen während der großen Kirchenreise, als die Altgläubigen von der nowatorischen Regierung, diesen Dienern des Antichristen, nichts wissen wollten, zogen es viele vor, die engere Heimat zu verlassen, jede Registration zu verweigern und als Namenlose aufs Schajott oder nach Sibirien zu wandern. Auch jetzt kommt es in den stark von Nihilismus durchstränkten Volksschichten noch vor, daß religiöse Eiferer ein schweres Kreuz auf sich nehmen wollen und, ohne ein Verbrechen zu begehen, Namenlose werden.

Seitdem verschwindet der Namenlose nicht aus den russischen Gerichten. Mit dem Abnehmen der religiösen Welle haben denselben Kniff die gewöhnlichen kriminellen Verbrecher rezipiert. Bei den kolossalen Entfernungen Rußlands und seinen weiten, schwach oder gar nicht bevölkerten Gegenden ist es dem Verbrecher natürlich viel leichter, zu entkommen, als sonst wo, und ist ja auch jetzt noch das Prozent der unbestraften Verbrecher in Rußland unendlich größer als in anderen Staaten. Oft kommt es daher vor, daß ein bei einem unbedeutenden Diebstahl verhafteter Dieb in Wirklichkeit viel schwerere Verbrechen auf dem Gewissen hat, und daher seinen richtigen Namen nicht sagen will. Er nennt falsche Namen, wird zur Agnoszierung von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, oft Tausende von Kilometern, und muß zuguterletzt belennen, daß er seinen Namen nicht angeben will, wird zum Namenlosen und wandert nach Sibirien. Dieses Manöver war umso verlockender, da bis auf die allerletzte Zeit wegen Ueberfüllung aller Gefängnisse die Namenlosen ihre vier Jahre gar nicht abfuhren, sondern direkt nach Sibirien deportiert wurden. Selbstverständlich werden auch viele Rezidivisten*), um der erhöhten Strafe für das zweite und dritte Vergehen zu entgehen, namenlos, und das gelingt ihnen bei der mangelhaften Organisation der russischen Polizei sehr gut, obwohl sie schon mehrfach photographiert und anthropologisch gemessen sind. Aber die bei weitem meisten Namenlosen gibt natürlich Sibirien selbst ab. Bekanntlich bleiben von allen Deportierten bloß 20 Proz. am angewiesenen Orte dauernd leben; die übrigen nehmen, vom Hunger getrieben, den Wanderstab in die Hand, um aus den Enden herauszukommen, und dann beginnt das alte Lied von neuem: neues Verbrechen, Verhaftung, Namenloser. Wie groß die Zahl der Namenlosen** kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden, da niemand von all den Geflohenen weiß, ob sie noch leben oder nicht, oder unter neuem Namen aufgetreten sind. Jedenfalls muß aber ihre Zahl mit vier oder gar fünf Nullen geschrieben werden; ob 20 000 oder 50 000? Wer weiß es? Vielleicht gar 100 000!

Die letzten vier Jahrzehnte haben endlich noch eine Kategorie Namenloser geschaffen: — die politischen Namenlosen. Bekanntlich haben sich die russischen Sozialisten und sonstigen Revolutionäre aller Gattungen das russische Paßsystem trefflich zu Diensten gemacht. Sobald ein Genosse merkt, daß er der Polizei ins Auge gefallen ist (spioniert wird, einem Verräter aus eigener Mitte bekannt ist usw.), so wird er illegal, d. h. er verläßt den Ort, wo man ihn kennt, nimmt einen fremden Namen und Paß, oder auch fabriziert sich letzteren im schlimmsten Falle selbst. So gelingt es oft, jahrelang dem Gefängnis zu entgehen.**) Es kommt nun vor, daß, einmal abgefangen, so ein „illegaler“ nicht erkannt wird und auch selbst sich weigert, seinen richtigen Namen zu nennen, besonders, wenn ihm ohnedies eine längere Haft droht.

In Sibirien wurden die Namenlosen bis 1911 bei den Jakuten angesiedelt, und erst seit dem laufenden Jahre wird ihnen der Wohnort etwas näher im Gouvernement Irkutsk angewiesen. In der Ansiedelung sind sie den übrigen Deportierten an Rechten ganz gleich gestellt. Wenn ein Namenloser an dem ihm angewiesenen Wohnorte fünf Jahre lang lebt und kein neues Verbrechen begeht, so gilt sein neuer Name als schon so gut wie echt, und er erhält z. B. sogar die Erlaubnis, auf diesen neuen Namen eine Ehe einzugehen. Aber die Namenlosen, das unruhigste Element der sibirischen Bevölkerung, bleiben selten am Fleck sitzen. Es zieht sie mit Gewalt zurück in die Heimat, wie fern sie auch sein mag. Es gibt viele unter ihnen, die den 6—10 Tausend Kilometer zählenden Weg von Ostsibirien nach Rußland mehrere Male zu Fuß zurückgelegt haben. In den Dampfbadestuben, die die sibirischen Bauern hinter ihren Gehöften stehen haben, kann man oft des Nachts Feuer sehen — es übernachteten dort vorbeiwandernde Namenlose und sonstige Flüchtlinge. Niemandem fällt es ein, sie zu behelligen, denn das hieße, eine Zehntausende zählende, zu allem bereite Armee sich feind machen. Eine direkte Begegnung mit der Polizei ausgenommen, droht den Flüchtlingen die Gefahr, abgefangen zu werden, erst im europäischen Rußland. In von der Eisenbahn abwärts gelegenen Orten wird noch jetzt die alte Gewohnheit aufrecht erhalten, zur Nacht in der Badestube ein Krug Milch und ein Stück Brot bereit zu stellen.

Der Namenlose ist eine Lieblingsfigur des russischen Volksepos. Unzählige Lieder werden von ihm und den Mühsalen seines Lebens und Wanderns gesungen. Kein Wunder! Wie viele von ihnen sind unterwegs in dem unendlichen sibirischen Walde zugrunde gegangen, in den reißenden Flüssen ertrunken, von wilden Tieren gefressen, wie viele erfroren? Wer hat sie gezählt! Noch nicht ferne ist die Zeit, da die zu beiden Seiten des Baikalsees

*) Die Zahl der Rezidivisten-Verbrecher in Rußland ist sehr groß. Laut der offiziellen Statistik bilden die Rezidivisten 35 Proz. der gesamten Gefängnisbevölkerung, während sie in Deutschland bloß 4—6 Proz. ausmachen. Von den Gründen dieser Erscheinung ein anderes Mal, wenn von dem russischen Gefängniswesen die Rede sein wird.

**) Wie schwer solch ein Leben ist, mag sich der Leser selbst vorstellen. Jeder Verkehr mit Verwandten und Bekannten muß abgebrochen werden, anständiger Verdienst ist wegen Mangel an Empfehlungen sehr schwer zu finden, man muß beständig auf der Hut sein und möglichst wenig besitzen, um Wohnung und alles, was darin ist, jeden Augenblick im Stich lassen zu können.

wohnenden Wurzeln für jeden erlegten Flüchtigen 5 Rubel von der Krone ausgezahlt erhielten. Und es gibt unter den Ramenlosen auch viele wirklich epische Gestalten, viele, deren ganze Vergangenheit von Blut trieft, aber in Sibirien wird nicht viel nach Vergangenheit gefragt. Das russische Gerichtswesen ist noch so mangelhaft, noch so viele werden auch jetzt noch ganz unschuldig verurteilt, und was speziell die Ramenlosen anbetrifft; das Volk hat noch so gut die Zeiten im Gedächtnis, wo flüchtige Leibeigene namenlos wurden, um nur nicht zu ihren grausamen Herren zurückzukehren, daß alle Deportierten auch jetzt noch oft einfach „die Unglücklichen“ genannt werden.

Tief im finsternen sibirischen Walde, weit abseits von menschlichen Ansiedelungen, liegt eine Goldgrube. Ein paar hundert Mann arbeiten dort schwer für kleinen Lohn und schwere Krankheiten. Der Eigentümer wohnt in der Stadt und streicht seine Millionen ein. Unweit der Goldgrube aber schleicht durch den Wald der Ramenlose, einen kleinen Kessel an der einen Hüfte, einen Sack Zwieback an der anderen, einen Knotenstoch in der Hand. Es gibt Poeten, die sagen würden: er ist freier als der Arbeiter der Goldgrube und deren Eigentümer.

Andreas Murin.

Der Laubenkolonist.

Der Winter, der uns im Vorjahre seine ganze Strenge fühlen ließ und überall in den Gärten so große Verwüstungen anrichtete, führt diesmal — bis auf weiteres, möchte ich einschränkend hinzufügen — ein gar mildes Regiment. Die schöne Weihnachtszeit brachte uns Frühlingstemperatur und nun fällt milder Regen, der die Knospen irrt macht, ja hier und da, in geschützten Lagen, schon zum Schwelgen bringt. Das ist eine bedenkliche Erscheinung und deshalb die Rückkehr zum normalen Winterwetter wünschenswert.

Viel mehr als die Kälte scheut der Gartenfreund den Winterregen, der zwar sehr nützlich ist, aber doch die Arbeit im Freien erschwert und selbst unmöglich macht. Der Boden wird weich und schlammig, die Füße werden kalt, die Weine schwer, die Kleider naß, die Finger steif, man fühlt sich unbehaglich, fröstelt und zieht sich nach jedem Versuch, sich draußen irgendwie zu betätigen, bald wieder verärgert in das behagliche Zimmer zurück. Natürlich vermisst man hier alle die Freuden, die uns der Garten zu besseren Zeiten bietet. Da ist dann das Verlangen erklärlich, daß man wenigstens etwas von all der Blütenfülle des Frühlinges in die räumlich beschränkte Häuslichkeit hannen möchte, in der sich jetzt unser Leben in der freien Zeit fast ausschließlich abspielt.

Es gibt verschiedene Mittel und Wege, dies bescheidene Ziel zu erreichen. Seit Jahrzehnten hört man im Volksmunde von den sogenannten Barbarazweigen. Lante Rösschen in Franz-Buchholz erklärt, daß sie diese Zweige aus ihrer frühesten Jugend her kenne, und das will viel sagen, denn sie ist steinalt, bildet sich aber ein, daß dies außer ihr niemand wisse, weil sie sich gut zu konservieren versteht. Nach altem Volksglauben werden die Barbarazweige, das sind mit Blütenknospen besetzte Zweige ziemlich früh blühender Ziersträucher, am sogenannten Barbaratage, dem 4. Dezember, draußen geschnitten, mit heimgenommen und im Zimmer in eine mit Wasser gefüllte Vase gestellt, wonach sie dann unter Einwirkung der warmen Luft mehr oder weniger vollständig zum Blühen gelangen. Die Sache hat ihre Nichtigkeit, aber der Volksglaube befindet sich in der Annahme auf dem Holzwege, daß das Schneiden der Zweige ausgerechnet am 4. Dezember erfolgen müsse. Dieser Tag ist hierfür ein sehr früher, für viele Blütensträucher ein viel zu früher Termin, denn erst jetzt ist die Zeit gekommen, zu der dies Treibverfahren mit sicchem Erfolg ausgeführt werden kann.

Die Berufs Gärtner haben in den letzten Jahren, unterstützt durch die Wissenschaft, verschiedenartige Verfahren ausgearbeitet, durch die sie immer größere Erfolge in der Frühreiberei schon blühender Gewächse erzielen konnten. Es handelt sich hier um keine Barbarazweige, sondern vielsach um eine wahrhaft barbarische Treiberei. Man unterscheidet das sogenannte Eisverfahren von den eigentlichen Treibmethoden. Das Eisverfahren ermöglicht es, vom Hochsommer bis zum Januar Pflanzen im vollen Flor zu bieten, die sonst nur im Vorfrühling blühen. Im zeitigen Frühling, bevor sich das neue Wachstum regt, bringt man die Kandidaten für dieses Verfahren, nämlich Rablumen, Hortensien, Schneeball, winterharte Naleen und japanische Lilien in die Eiskeller der Brauereien oder in die großstädtischen Gefrierhäuser, um sie über die Jahreszeit hinwegzutauschen. Auf diese Weise wird die Winterruhe um Monate verlängert, dann läßt man die Eislandkandidaten langsam auftauen, bringt sie in die Glashäuser, in denen sich nun, bei sehr mäßiger Temperatur, das lange zurückgehaltene Leben mächtig entfaltet. Die vollbeblätterten Maiglöckchen, die wir jetzt in den Schaufenstern sehen, wurden auf diese Weise herangezogen. Die schönen, weißen, trompetenförmigen Lilien der Blumenhandlungen, der japanischen langblumigen Ellis angehörig, verdanken ihr Dasein durchweg dem Eisverfahren. Dies Verfahren ist aber in neuester Zeit mehr und mehr durch die modernen Treibverfahren zurückgedrängt worden, die alle darauf hinauslaufen, die Modestruen unserer Zeit mehr oder weniger vollständig um die ihnen von der Natur vorgeschriebene Winterruhe

zu befreien. Dies wurde zuerst erfolgreich durch das sogenannte Aetherverfahren erreicht. Hierbei werden die Gewächse in einen feuerfesteren, dunklen, luftdicht verschließbaren Raum gebracht, um dort durch 48 Stunden Aetherdämpfen ausgelegt zu werden. Je nach den Pflanzenarten und je nach der Frühzeitigkeit ist das pro Hektoliter Luftraum zu gebende Aetherquantum zu bemessen, es schwankt zwischen 40 und 60 Gramm; man kann den Aether auch durch Chloroform ersetzen. Die „betäubte“ Pflanze wird aus der Dunkelkammer sofort in das warme Treibhaus gebracht und beginnt sich dann verblühend reich zu entwickeln. Am erfolgreichsten ist dies Verfahren in der Vorruhe, d. h. gleich nach dem Laubfall im Spätherbst.

In neuester Zeit hat man noch raffiniertere Verfahren ausgehebt, Stich- und Verleugungsmethoden; man sticht die Blütenaugen der zu treibenden Pflanze mit einer feinen Nadel an, oder spritzt erwärmtes Wasser in die lebenden Gewebe ein. Von Graniamleitern kann man ja bei Pflanzen nicht gut reden, aber diese letztgenannten Verfahren sind doch zu unständig, um in der Praxis allgemein Verwendung finden zu können. Das Beste der modernen Verfahren ist die sogenannte Warmwasserbehandlung. Die zur Frühreiberei bestimmten Pflanzen kommen in ein warmes Wasserbad, dem sie bei der frühesten Treiberei 12 Stunden, nach weiterem Fortschreiten der Jahreszeit dann nur noch 10, 8 Stunden und weniger ausgelegt werden. Die Temperatur dieser Bäder schwankt je nach Pflanzenart und Frühzeitigkeit zwischen 30 und 40 Grad Celsius. Dies Verfahren könnte auch wohl vom Liebhaber angewendet werden, wäre es nicht vielsach mit Schwierigkeiten verbunden, die Wassertemperatur durch 8—12 Stunden auf gleicher Höhe zu halten. Dazu muß man sich schon eines Wasserkessels bedienen, unter dem für die ganze Badedauer ein sehr mächtiges Feuer zu unterhalten ist. Die Wassertemperatur muß mit einem Thermometer andauernd kontrolliert werden. Das Warmwasserbad wirkt rein örtlich. Maiblumen werden ganz in das warme Wasser gebettet, von Blüten- und Treibsträuchern taucht man nur die Kronen so ein, daß die Zweigenden nicht an die Kesselwände anstoßen, denn dort würden die Knospen verbrennen. Eine bessere Ausnutzung des Kesselraumes kann durch vorsichtige Zusammenbinden der zu badenden Kronen erreicht werden. Aber nicht nur bei Pflanzen, sondern auch bei abgehackten Ästen, — den sogenannten Barbarazweigen — kann das Wasserbad erfolgreich zur Anwendung gelangen.

Wir wenden uns nun wieder, nachdem wir einen Blick hinter die Kulissen der modernen Blumentreibereien getan haben, unseren bescheidenen häuslichen Verhältnissen und den Barbarazweigen zu. Solche Zweige können wir jetzt von frühen Sitz- und Saucetischen, von allen möglichen früh blühenden Ziersträuchern schneiden, mit Ausschluß der am allerfrühesten blühenden, wie Scheinquille, Forsythie, Daphne und ähnlicher, die so eigeninnig sind, sich nicht direkt in die warme Stube, sondern zunächst in dem Keller, wo sie so lange in kaltem Wasser bleiben, bis der Frost herausgezogen ist, was in 5—8 Tagen der Fall sein dürfte. In der Wohnung ist es ratsam, die geschnittenen Zweige nochmals mit scharfem Messer schräg nachzuschneiden. Dies Nachschneiden geschieht am besten unter Wasser. Die so behandelten Zweige werden hübsch und leicht in einer mit Wasser gefüllten Vase angeordnet, warm, wenn auch dunkel gestellt, und täglich wiederholt mit einem Zerstäuber besprengt. Auch tägliche Erneuerung des Wassers ist empfehlenswert. Bald schwellen die Knospen, die Schuppenhüllen fallen und die Blätter entfalten sich am vollkommensten natürlich da, wo sich gleichmäßige Temperatur und gewissenhafte Behandlung geltend machen. Zu beachten ist, daß fast alle künstlich zu treibenden Pflanzen die Sonne hassen, unter ihrem Einfluß reich welken und trauern, und sich dann nicht wieder erholen.

Mehr Freude als solche Barbarazweige machen unter Umständen bewurzelte Pflanzen, die wir bei einfacher Behandlung zur Blüte bringen können. An erster Stelle stehen hier die Treibhazinthien und Treibtulpen. Um diese aber früh zur Blüte bringen zu können, muß man sie schon im September in Töpfe pflanzen. Die Töpfe werden dann gut angegossen, im Keller dunkel gestellt, wenn möglich, hier noch handhoch mit Erde bedeckt, weil sich sonst die Zwiebeln gelegentlich der beginnenden Bewurzelung leicht herausheben und dann frisch gepflanzt werden müssen, was ohne nachteilige Wachstumsstörung nicht abgeht. Für die Folge hält man die Erdbedeckung und dadurch auch die Erde in den Töpfen mäßig feucht. Nach 2 bis 3 Monaten haben sich kräftige Triebspitzen gebildet, die auch auf eine erfolgte reiche Bewurzelung schließen lassen. Jetzt befreit man die Töpfe von der Erdbede und bringt sie an die Fenster einer warmen Stube. Es ist hierbei ganz gleichgültig, welche Himmelsrichtung das Fenster hat, denn neben der geschicktesten Vorkultur ist warmer Standort die Hauptbedingung für eine befriedigende Weiterentwicklung. Die Sonne ist den genannten Blumenzwiebeln nicht feindlich wie anderen Treibgewächsen; sie fördert sogar die Entwicklung, später freilich aber auch das reichere Verblühen. Aber die Blüte entfaltet sich in voller Schönheit auch ohne jeden Sonnenstrahl. Nur kleinere, bescheidenere Treibzwiebeln, wie Frühlingssaffran, die blauen sibirischen Meerzwiebeln, die winzigen Muskatthazinthien, ja selbst Schneeglöckchen wollen sich ohne etwas Sonne nicht entfalten; sie eignen sich deshalb nur für das aller späteste Treiben im Monat März.

Ein sehr interessantes Treibverfahren ermöglichen uns auch die, auf die bekannten, mit Wasser gefüllten Gläser gesetzten Hazinthenzwiebeln. Dieses Verfahren ist für den Liebhaber deshalb

besonders wertvoll, weil es ihm die Ausnutzung des schmalen Raumes zwischen den Doppelfenstern ermöglicht; die Gläser haben zwischen beiden Fensterflügeln reichlich Platz. Das Aufsetzen der Zwiebeln auf die mit Wasser gefüllten Gläser darf erst im Oktober erfolgen. Auch diese Gläser werden erst 2 bis 3 Monate lang im Keller dunkel gestellt. Erst wenn die Triebspitzen stark geworden und die Wurzeln bis zum Boden der Gläser herabgewachsen sind, erfolgt die Aufstellung zwischen den Doppelfenstern. Dann bedeckt man aber jede Triebspitze zunächst noch mit einem Papierhütchen, um sie gegen das Licht zu schützen. Nach 2 bis 3 Wochen wird dann die Bedeckung endgültig abgenommen. In den Samenhandlungen erhält man jetzt angetriebene Phazinthenzwiebeln auf Gläsern, die weit genug vorentwickelt sind, um sofort zwischen die Doppelfenster gebracht werden zu können. Bei eintretendem Frost muß man aber aufpassen, weil sonst die Gläser gefrieren und platzen. Ist dies geschehen, so müssen sie in einen ganz kalten, dunklen Raum gebracht werden, in dem das gefrorene Wasser erst nach Tagen allmählich aufstaut, denn sofortiges Warmstellen hätte den Verlust der Wurzeln und damit der Zwiebel überhaupt zur Folge. Auf dem Lande sieht man oft mit Moos umwickelte Rahmen von innen gegen die äußeren Fensterflügel gepreßt. Diese Rahmen sind im Winter ein vorzügliches Mittel gegen das Eindringen von Frost und kalter Zugluft zwischen die Doppelfenster. Wo ihre Andringung zu umständlich oder unmöglich erscheint, da öffnet man bei gelinder Kälte lieber Nachts die inneren Fensterflügel etwas, damit die wärmere Zimmerluft Zutritt hat, während man bei strenger Kälte die Gläser vom Abend bis zum Morgen in das Innere der Stube stellt. Es gibt nichts Einfacheres als die Kultur der Phazinthen auf Wasser. Die gesunden Wurzeln halten das Wasser frisch, kranke verursachen natürlich das Faulen. Ist das Wasser faul, so kann auf Erfolg nicht mehr gerechnet werden. Man fördert die Gesunderhaltung des Wassers, indem man in jedes Phazinthenglas eine kleine Messerspitze Kochsalz gibt, das zugleich als Nährsalz dient. Uebrigens ist das Nahrungsbedürfnis der Zwiebeln sehr gering, da sie alle zur Blatt- und Blütenentwicklung notwendigen Nährstoffe in der vorausgegangenen Vegetationsperiode aufgespeichert haben, die sie auf Gläsern natürlich auch verbrauchen. Die Folge hiervon ist das Zusammenkrumpfen der vorher vollen, schweren Zwiebeln nach der Blüte; die Zwiebeln sind dann fast wertlos geworden und ungeeignet, im nächsten Jahre wieder auf Wasser oder in Töpfen getrieben zu werden. Man kann sie aber langsam eingehen lassen, bis Oktober trocken aufbewahren und dann in den Garten pflanzen. Durch hohe Wärme kann die Blütenbildung auf Wasser zu treibender Phazinthen nicht beschleunigt werden; sie müssen dauernd zwischen den Doppelfenstern, also kühl stehen; wir müssen uns deshalb in Geduld fassen. Die Blüte fällt in den März. Stellt man die Gläser in verzeiglicher Ungeduld zu früh hell und zu warm, so bleiben die Blüten stecken, d. h. die Achse kommt nur unvollkommen aus der Zwiebel heraus, während die Blätter rasend wachsen; das Resultat ist dann ein verkümmertes Flor.

Hübsche, billige und während des ganzen Winters unaufhörlich hantbar blühende Pflanzen für Doppelfenster, sind auch die chinesischen Schlüsselblumen oder Primeln. Man hat sie mit einfachen und gefüllten Blumen, weiß, gelblich und dann vom zartesten Rosa bis zum tiefsten feurigsten Rot. Prachtvoll ist die rosa blühende Sorte Morgenröte. Diese Primeln lieben Sonne, aber keine Wärme. Vorübergehender Frost schadet wenig oder gar nicht, wenn man die gefrorenen Töpfe kalt und schattig stellt, damit sie langsam auf-tauen. Werden sie warm gestellt oder von der Sonne getroffen, dann sind die Pflanzen verloren. Oft ist der Raum zwischen den Doppelfenstern so knapp, daß er für die oben meist 10 Zentimeter weiten Primeltöpfe nicht genügt. In diesem Falle zimmert man sich ein schmales Fensterbänkchen von der Länge des ganzen Fensters. Die Füße des Bänkchens sollen so hoch sein, daß sie die unteren Fensterrahmen etwas überragen, stellt man die Primeltöpfe auf dieses Bänkchen, so hat man nun dafür den weiteren Raum zwischen den Scheiben zur Verfügung, der vollständig ausreicht. Ed.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Kleidung als Ursache von Erkältungen. Die Londoner Zeitung „Daily Mirror“ hat einen bekannten Londoner Arzt darüber gefragt, woher die in der jetzigen Jahreszeit so zahlreichen Erkältungen kämen und wie man sich am besten gegen sie schützen könnte. Es ist interessant, daß der befragte Arzt die Ursache der Erkältungen hauptsächlich in der ungewöhnlichen Art der Kleidung sieht, speziell beim männlichen Geschlecht. Die weibliche Kleidung, sagt er, sei im ganzen viel besser den hygienischen Anforderungen angepaßt. Sie ist leicht, gewährt den Gliedern ziemlich viel Freiheit, gibt der Luft an den Stellen, wo es erwünscht sei, freieren Zutritt und schützt den Körper gleichmäßiger als die männliche. Letztere ist nach ihm in vielen Punkten völlig töricht und muß unter gesundheitslichem Gesichtspunkt radikal umgestaltet werden.

An der Spitze steht in dieser Hinsicht die Weste, die überflüssig ist, sobald man die Jacke zutropft, andererseits durch ihre Zusammenziehung aus dickem Tuch und ganz dünnem Futterstoff Erkältungen des Rumpfes geradezu fördert. Aber auch der üblichen langen Hose erklärt der Gelehrte den Krieg: sie hätte beispielsweise zur Folge, daß, wenn die Beine naß würden, auch die Strümpfe feucht würden, woraus mancher Katarrh entsände. Man sollte unbedingt die alte, Jahrhunderte hindurch üblich gewesene und auch jetzt zu Sportzwecken getragene Kniehose wieder einführen, die dem Körper größere Bewegungskreisheit und mehr Luft, infolgedessen bessere Blutzirkulation gewähre und in jeder Hinsicht als gesünder bezeichnet werden müßte.

Ein dritter Teil der männlichen Kleidung, der abgeschafft werden sollte, sei der steife Kragen. Er hindere stärker, als man gemeinhin glaubt, den Blutumlauf in Hals und Kopf und verjüngere Hals und Brust. Auch hierdurch entsänden viele Erkältungen. Besonders interessant ist, daß der Gelehrte auch das Raßl werden und frühe Ergrauen der Haare beim männlichen Geschlecht in der Hauptsache auf die äußerst nachteilige Belastung und Einschnürung des Halses mit dem hohen steifen leinenen Kragen und dem warmen Rocktragen zurückführt, indes die Frauen den Hals teils ganz frei, teils wenigstens nur mit leichtem durchlässigen Stoff umhüllt tragen. Er tritt deshalb für eine Art der Matrosenjacken, jedenfalls aber für Abschaffung der Stärkwäsche ein, an deren Stelle weiche Kragen mit Jabots treten sollen.

Ein letztes Stück der männlichen Kleidung, wogegen er sich mit großer Schärfe wendet, ist der warme steife Filzhut, der den Schädel fast hermetisch gegen die Außenluft absperrt, die Blutzirkulation stark beeinträchtigt, den Oberkopf erbtigt. Beim Abnehmen des Hutes wird dann der Kopf plötzlich kalter Zugluft ausgesetzt. Kein Wunder, wenn das dem Haar, ja dem ganzen Körper nicht gut bekommt.

Es ist bemerkenswert, daß die Ausführungen des Londoner Arztes sich durchweg mit den Anschauungen decken, wie sie die deutsche „Gesellschaft für Reform der Männertracht“ aufgestellt hat.

Aus der Natur.

Die Sippe der Irlichter. Die Irlichter haben für die Gegenwart eigentlich etwas noch viel Geheimnisvolleres als für jene Zeiten, in denen unsere Märchen geboren wurden. Trifft man doch heute nur selten jemand, der auf Kreuz und Glauben verzichten kann, ein Irlicht in Wirklichkeit gesehen zu haben. Deshalb braucht man ja an der Richtigkeit des Vorkommens nicht zu zweifeln, obgleich eine zuverlässige Kunde von Irlichtern während des letzten halben Jahrhunderts selbst in Sümpfen und Torfmooren, wo sie angeblich hingehören, immer seltener geworden ist. Zweifel, die alle Erzählungen über Irlichter in das Gebiet der Sage und anderer Geburten der Einbildungskraft verweisen wollen, mögen daran erinnert werden, daß man schon in der Zeit des alten Aristoteles sich den Kopf über diese geheimnisvollen Lichter zerbrach. Für die Naturwissenschaft gehören sie heute zu den aufgeklärten Tatsachen, aber eigentlich auch nur insofern, als die Chemie nachgewiesen hat, daß sich aus dem Boden Gase entwickeln können, die sich in Verbindung mit Wasser von selbst entzünden. Dagegen hat noch niemand ein Irlicht selbst eigentlich analysiert, wie man auch noch niemals eines solchen habhaft geworden ist. Dieser Umstand, dem das Naturwunder auch seinen deutschen Namen verdankt, scheint auch dieser einfachen chemischen Erklärung zu widersprechen, da sich mit dieser das Hin- und Herbüpfen des Flämmchens nicht bereinigen läßt. Alle Leute, die ein Irlicht gesehen zu haben behaupten, haben es mit keiner Art von künstlichem Licht vergleichen wollen, am ehesten noch mit einem phosphoreszierenden Glanz.

Die meisten Beobachter von Irlichtern stimmen übrigens dahin überein, daß sie stets verschwinden, ehe sie wirklich nahe herangekommen sind, und diese Eigenschaft drückt sich ja auch in dem Gebrauch aus, den unsere Märchen von dem Irlicht machen. Daß in völliger Dunkelheit und Einsamkeit das Auge ähnlich wie das Ohr die Natur mit Gespenstern bevölkert, ist an sich begreiflich, und der aufgeregten Einbildungskraft ist jedenfalls die Mehrzahl der Berichte über Irlichter zuzuschreiben. Wo will man nicht schon überall Irlichter gesehen haben. Ist es doch höchst verdächtig, wenn von Irlichtern die Rede ist, die mit einem bläulichen, blaffen Licht, wie Totenkerzen auf Gräbern hockend, gesehen worden sind. Die Schotten haben für die Irlichter den hübschen Namen „Jakob mit der Laterne“ oder auch einfach „Laterne-männchen“. Das Volk hat immer eine große Einklebe vor dieser Erscheinung und gibt den Nat, entweder in der entgegengesetzten Richtung die Flucht zu ergreifen oder sich wenigstens flach auf die Erde zu werfen und den Atem anzuhalten. Besonders aber soll man einem Irlicht nicht mit einem anderen Licht nahen. In manchen Gegenden ging die Angst so weit, daß man in der Nacht mit Kanonen in die Sümpfe hineinschoß, um die Irlichter zu vertreiben, und das soll in der Tat geholfen haben, indem die Lusterschütterung der Schüsse die Lichter auslöschte. Einem einzigen Mann soll es einmal gelungen sein, sich von einem Irlicht Feuer zu holen, aber er hat eben bisher noch keinen Nachahmer gefunden. Die nächtliche Gegenwart ist allen solchen gespensthaften Ausgeburten der Natur spinnefeind, und so wird man wohl wirklich weit reisen müssen, um heute noch ein echtes Irlicht irgendwo auf der Erde anzutreffen.